Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 88 (1962)

Heft: 14

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

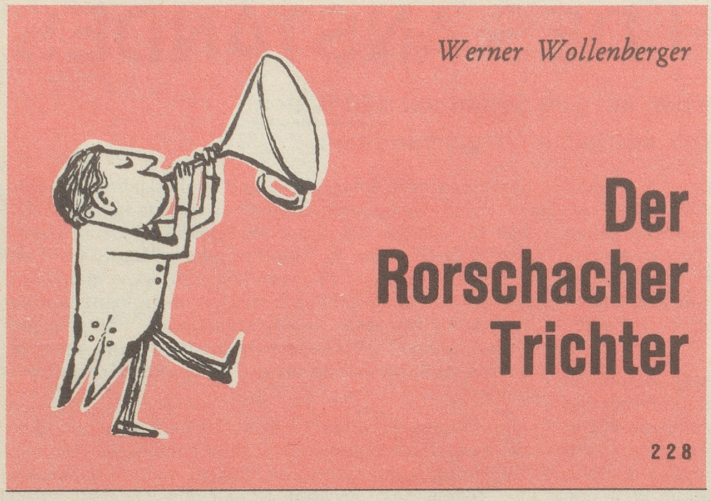
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Darf ich vorstellen?

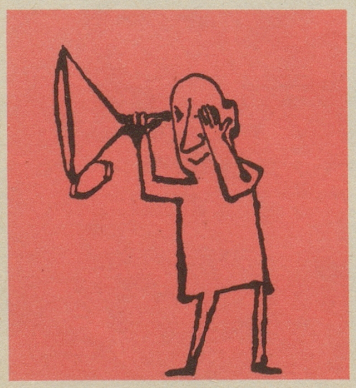
Das Märchen vom Holzboden

Ich weiß, daß der Gottfried Keller eine verehrungswürdige Persönlichkeit ist. Ich weiß auch, daß jedes Wort aus seinem berufenen Munde lauteres Gold ist. Und ich weiß ferner, daß man deshalb an keinem einzigen seiner zitatenreif gewordenen Aussprüche zweifeln soll, darf oder kann.

Man verzeihe mir gnädiglichst, wenn ich trotzdem einen Zweifel kund tue. Er betrifft einen ganz bestimmten Satz des sakrosankten Göpf. Nämlich denjenigen, in dem er behauptete, die Schweiz sei ein Holzboden für die Kunst.

Ich glaube nicht an diesen Satz.

Nachdem ich nun einen Winter lang mit einiger Anteilnahme die Demonstrationen schweizerischen Kunst- und Kulturlebens verfolgt habe, kann ich dem Göpf nicht mehr beipflichten. Zumindest muß ich verlangen, daß sein Zitat etwas modifiziert werde. Etwa in dem Sinne, daß die Schweiz ein Linoleumboden für die Kunst sei. Oder ein Spannteppich. Jedenfalls etwas Weicheres als Hartholz. Etwas Durchlässigeres. Etwas mit Ritzen, aus denen von Zeit zu Zeit, nicht zu oft und nicht zu sehr, aber doch immerhin hie und da ganz ansehnliche Blüten der Kunst und der Kultur dringen.



Darf ich Ihnen, freibleibend, offerieren: drei künstlerische Ereignisse made in Switzerland?! Gewachsen auf den eigenen Matten? Erdacht im helvetischen Gärtchen? Ersonnen von Sennen?

Ich darf!

Also: ad 1 ...

Ad 1, also:

Das Spiel vom Überleben

Es stammt von einem sehr schweizerischen Schweizer, einem der schweizerischsten, die ich kenne. Von Friedrich Dürrenmatt. Seit ein paar Wochen wird es unter dem Titel ‹Die Physiker› im Schauspielhaus Zürich aufgeführt und wenn Sie sich's anschauen wollen, dann kann ich Ihnen nur raten, sich möglichst mehrere Wochen zuvor um die Karten zu bekümmern. Möglichst schriftlich. Denn Karten für ‹Die Physiker› sind beinahe noch rarer als Dienstmädchen, und das will, weiß Gott, etwas heißen! ‹Die Physiker› sind Dürrenmatts achtes Stück und – ohne Zweifel – sein wichtigstes.

Oder besser: sein wertvollstes.

Sie sind aber auch – was mehr ist – sein aufrichtigstes.

Und sein aktuellstes.

Dürrenmatt tut etwas, das er in diesem Umfange noch nie getan hat: er engagiert sich. Er ersinnt nicht mehr eine Geschichte im elfenbeinernen Turm der dichterischen Isolation, er greift ein in den Lauf der Welt. Er enthüllt sich ganz deutlich als das, was er bei aller Verspieltheit, bei aller barocker Freude am Ausgefallenen schon von jeher war: als Moralist.

Es geht um das große Thema unserer Zeit: um das Atom.

Dürrenmatt hat da eine Geschichte erfunden, die auf den ersten Blick absurd, grotesk und unwahrscheinlich aussieht. Die aber den Nachteil hat, in ihrer ganzen Unwahrscheinlichkeit immer noch wahrscheinlicher als die verrückte Wirklichkeit zu sein.

Der wichtigste der drei Physiker, die Dürrenmatt in seinem Stück vorstellt, ist der jüngste, Moebius. Er hat eine umwälzende Entdekkung gemacht; eine, die alle Möglichkeiten zur totalen Zerstörung der Erde bietet. Moebius, der die Tragweite seiner Entdeckung kennt, stellt sich verrückt. Im Irrenhaus, so argumentiert er, wird er nicht ernstgenommen. Im Irrenhaus, so weiß er, kann er weiterforschen, ohne die Welt zu gefährden. Er ist überzeugt davon, daß die Wissenschaft ihr Wissen zurücknehmen müsse, wenn die Welt weitergehen soll. Entweder, so sagt er, gehen die Wissenschafter ins Irrenhaus, oder die Welt wird eines.

Das ist eine These, die man ablehnen oder annehmen kann, genau so, wie man Dürrenmatts Spiel akzeptieren oder verwerfen kann. Es ist weiterhin eine These, gegen die manches spricht – etwa das Argument, daß der Mensch einen göttlichen Forschungsauftrag besitzt, den er auszuführen hat, und zwar vielleicht sogar um den großen Preis der menschlichen Selbstzerstörung.

Für diese These indessen spricht das Ausmaß der möglichen Zerstörungen, von denen wir heute ja erst eine leise Ahnung haben. Für diese These spricht das Herz, das Gefühl, spricht die Menschlichkeit.

Doch alle graue Theorie beiseite gelassen: da bleibt denn ein geradezu hinreißendes Theaterstück, ein ungeheuer spannendes, gescheites, witziges und sprachlich schönes. Ja, das wäre beizufügen: noch nie hat Dürrenmatt ein so prachtvolles Deutsch geschrieben. Noch nie hat er solche Worte, Bilder und Sätze gefunden. Noch nie hat einen seine Sprache mit solcher Kraft gepackt.

Die Aufführung im Schauspielhaus Zürich ist hervorragend – in erster Linie um ihrer Darsteller willen. Gustav Knuth, Hans Christian Blech, Theo Lingen und Therese Giehse gehören zur Elite der deutschsprachigen Schauspieler. Eine ganz große Ueberraschung ist vor allem Lingen. Hierzulande kennen wir ihn ja fast nur von mehr oder minder vertrottelten Filmschwänken her. Auf der Bühne des Schauspielhauses beweist er in der Rolle des Mannes, der sich für Albert Einstein hält, im Grunde aber ein russischer Physiker-Agent ist (und schließlich zu Albert Einstein wird), daß er ein ganz wundervoller Schauspieler ist. Und von neuem beweist das Hans Christian Blech als Moebius. Von ihm wußte man's schon, daß er einer der größten modernen Schauspieler überhaupt ist. Aber er bestätigt's hier auf eine Weise, die keinen Zweifel mehr übrig läßt.

Schauen Sie sich das Stück eines Schweizers auf einer schweizerischen Bühne an. Und wenn Sie's gesehen haben, dann unterhalten wir uns wieder über den Satz vom Holzboden. Falls Sie dann noch den Mut dazu haben!

*

Uebrigens: haben Sie letzthin die Wiederholung der Hörspielfassung von Max Frischs ‹Andorra› gehört? Wenn nicht, dann gebe ich Ihnen einen guten Rat: schreiben Sie eine Karte an das Studio Zürich und bitten Sie die zuständigen Herren, das Stück noch einmal zu wiederholen. Um Ihretwillen!

Und vielleicht auch, um den Göpf noch einmal Lügen zu strafen! Denn ‹Andorra› ist wiederum ein ganz eindeutiger Beweis gegen seinen pessimistischen Satz!

So Sie das noch nicht wissen sollten: ‹Andorra› wird von rund siebzig deutschen Bühnen gespielt. Und demnächst soll es am Broadway aufgeführt werden. Und die Filmproduzenten reißen sich um den Stoff. Aber Frisch überlegt sich's noch. Recht hat er. Endlich ist er soweit, daß er seine Sachen nicht mehr sofort zu offerieren braucht, weil er sonst verhungerte. Frisch wird nicht mehr verhungern. Er wird mit seinem Stück ein reicher Mann.

Holzboden?

*

Vielleicht am Anfang!

Ich meine: vielleicht ist die Schweiz ein Holzboden für junge Künstler. Sehr möglicherweise ist sie es. Denn

da gibt's kaum ein Land, in dem man sich schwieriger durchsetzt. Amerika glaubt an seine Jungen, Frankreich glaubt daran, England glaubt daran, selbst Deutschland tut's – nur die Schweiz hat eine Aversion gegen junge Leute. Wenn einer nicht vierzig ist, hat er's schwer. Junger Trübel und so. Rotznase. Noch grün hinter den Löffeln.

Ja, und damit nun endlich einmal der Holzboden-Aphorismus auch da Lügen gestraft werde, mache ich Ihnen einen Vorschlag zur Güte. Kaufen Sie sich ein Buch, das den Titel ‹Orangen und Tode› trägt und von einem jungen Manne namens Jürg Federspiel geschrieben wurde. Federspiel ist jung. Er ist Schweizer. Und er ist Schriftsteller.

Also!

Damit wir uns richtig verstehen: wenn Sie diesen Band mit Erzählungen erstehen, dann tun Sie nicht nur dem jungen Schweizer etwas Gutes an. Sie tun's auch sich selber. Denn Federspiel kann etwas. Er hat etwas zu erzählen und er erzählt's auf eine erstaunlich gekonnte Weise. Auf eine, die an amerikanischen Vorbildern geschult ist, an Hemingway etwa, an Fitzgerald, auch ein bißchen an Faulkner. Aber ich bitte Sie: warum soll man sich keine Vorbilder aussuchen – vorausgesetzt man sucht sich die richtigen aus? Bessere hätte Federspiel nicht finden können.

Abgemacht: ‹Orangen und Tode›. Erhältlich in jeder besseren Buchhandlung. Und schließlich sind ja alle Buchhandlungen bessere ...

*

‹Die Physiker.›
‹Andorra.›
‹Orangen und Tode.›
Und nun?
Und nun, auch wenn ich deswegen eine auf den Kopf oder auf das Dach bekommen sollte:
‹Es Dach überem Chopf›!
Zu diesem Zwecke eine eigene Ueberschrift:

Poesie des Alltages

Kurt Früh ist ein unverbesserlicher Romantiker. Noch mehr: er ist ein unverbesserlicher Optimist. Er ist der festen Ueberzeugung, daß die Leute gar nicht so schlecht sind, wie man immer meint. Nicht einmal die Schweizer.

Er glaubt, daß es besser werden kann, wenn man nur fest daran glaubt, daß alles besser werden kann.

Und wenn man die notwendigen Schritte dazu unternimmt. Wenn man selber ein bißchen Gutes tut, so schätzt er, wird sich das Gute von selber einstellen.

In seinem letzten Film ‹Es Dach überem Chopf› sagt er ganz deutlich, wie's gemeint ist. Und er sagt es im erfreulichen Rahmen einer ganz besonders hübschen und amüsanten Fabel.

Also: Da vegetiert in einer Zürcher Notwohnung der landflüchtige Bündner Caduff (Zarli Carigiet) mit seiner verhärmten Frau (Valerie Steinmann) und seinen vielen Kindern. Caduff hat Pech gehabt. Zuerst suchte er sein Glück in der Stadt und dann ist ihm die Stadt über den Kopf gewachsen. Es geht ihm und seiner Familie elend. Niemand will ihnen eine anständige Wohnung geben und gerade eine anständige Wohnung brauchten die Caduffs für ein anständiges Leben in der unvertrauten Stadt.

Und da passiert ein Wunder.

Ein ekliger Hausmeister möchte so furchtbar gerne eine ständig reklamierende Familie loswerden. Leider bietet ihm das Mieterschutzgesetz dazu keine Handhabe. Und also kommt der Hausmeister auf die Idee, eine ganz besonders kinderreiche und auch möglichst verkommene Familie in die Wohnung über den unerwünschten Mietern einzunisten. Der Hausmeister ist sicher, daß diese Leute soviel Lärm und Scherereien verursachen werden, daß die Unerwünschten möglichst rasch das Weite suchen.

Er findet seine Familie: die Caduffs!

Aber: sein Plan geht nicht auf! Die Caduffs geben sich alle Mühe, leise und lieb zu sein. Sie freunden sich sogar mit den Unerwünschten an. Und zum guten Ende werden alle gut: die Caduffs, die unerwünschten Mieter, sogar der Hausmeister wird es.

Und eine reizende Pointe: Früh hat sich diese Geschichte nicht einfallen lassen. Sie ist ihm zugefallen. Jean-Pierre Gerwig hat sie in den Akten des zürcherischen Amtes für Notwohnungen gefunden. Sie ist, wie man im Nebelspalter sagen würde, wüwa!

Um die Maßstäbe nicht zu verschieben: ‹Es Dach überem Chopf› ist keine Meisterleistung der Kinematographie. Man wird ihn niemals zu den zehn besten Filmen aller Zeiten zählen. Nicht einmal zu den zehn besten Schweizer Filmen.

Aber ein ganz besonders freundlicher, liebenswerter, sauberer und erfreulicher Streifen ist er.

Und ein paar Stellen hat er, die beweisen, daß der Göpf wirklich nicht recht gehabt hat.

Woraus man ihm allerdings keinen Strick drehen sollte. Denn zu seiner Zeit gab's ja nun wirklich noch keine Filme.

*

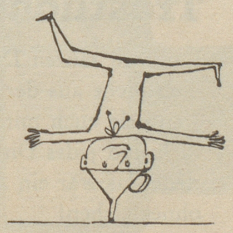
Möglicherweise taucht jetzt noch eine Frage auf, und die heißt: ‹Ist der Wollenberger jetzt unter die Kulturchauvinisten gegangen?›

Er ist es mitnichten.

Er wollte nur ganz sachte darauf hinweisen, daß auch die Schweiz zu künstlerischen Taten fähig ist. Zu größeren, zu kleineren, zu ganz kleinen und zu ganz großen. Der Hinweis ist notwendig, denn es gibt – knappe zwanzig Jahre nach einem großen Krieg – im Norden dieses Landes wieder ein Volk, das immer dann mitleidig lächelt, wenn von schweizerischer Kunst und Kultur die Rede ist.

Und es gibt – was schlimmer ist – in der Schweiz nicht wenige Schweizer, die sich auf den Göpf berufen und jeder künstlerischen Aeußerung aus anderen Ländern mehr Gewicht beimessen als jeder schweizerischen Demonstration von Kunst- und Kulturwillen.

Es gibt viele Dinge, auf die wir nicht besonders stolz sein können und auf die wir's trotzdem sind. Ich schlage vor: begraben wir den falschen Stolz und seien wir stolz auf Dinge, die zu Stolz berechtigen.

Nach den Eishockey-WM-Spielen stellte der Verband der Schweizer Eishockeyaner fest, daß er «20 Jahre hintennach» sei, worauf er beschloß

gründlich auszuputzen